

einzuführen, hat sich keine amerikanische Bohèmefeder gerührt, den Zauber des Village zu beschreiben. Wahrscheinlich, weil es keinem der Beteiligten einfiel, in ihrem Wesen und Treiben etwas Besonderes zu finden. Und streng genommen, haben sie recht, denn was im Village geschieht, ist eigentlich weiter nichts als ein Resümee dessen, was sich in ähnlicher Form täglich im ganzen Lande begibt, wo die Menschen trotz aller ihrer himmelstürmenden Errungenschaften eine merkwürdige Kindlichkeit bewahrt haben und Dinge tun, bei denen man bei uns sagen würde: Das geht doch nicht!

Um es gleich zu sagen: Auch mir wäre alles fremd geblieben, hätte sich nicht zufällig eine meiner besten Freundinnen, eine Kollegin, als ein Grundpfeiler jener Stätte entpuppt, wo es am amüsantesten zugeht. Julie Brown — eine begabte Künstlerin voller Einfälle, nie verlegen, geregelter Arbeit durchaus abhold, stets bereit, den letzten Dollar für etwas Überflüssiges auszugeben; eine lebende Chronik des Village, kennt sie alle, hat ein unglaubliches Gedächtnis und könnte in einem Rolls Royce fahren, wenn sie sich nur einmal hinsetzen wollte und den fünften Teil von dem, was sie erlebt hat, zu Papier brächte. Statt dessen fuhr sie jahrelang in ihrer wenig reputierlichen „Susi“, einem ratternden Ford aus vierter Hand, herum, bis sie so weit war, daß sie sich „Florinda“ leisten konnte (ihre Freundin Page Cooper steuerte immerhin

das meiste bei), das neue kleine Fordmodell für fünfhundert Dollar. Mit Julie Brown saß ich in der „Vagabondia“, der kleinen Teestube, von der ich nun erzählen will, denn selbstverständlich kann ich hier nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben und Treiben von Greenwich Village geben.

Den Drang, ein Restaurant oder eine Teestube zu eröffnen, haben ungemein viele in New York, denn es gewährt mit ziemlicher Sicherheit eine Existenzmöglichkeit, wenn das, was geboten wird, preiswert und gut ist. Eine weitere Hauptsache ist die Atmosphäre eines solchen Lokals, ein Ding, auf das der Amerikaner, sofern er nicht ausschließlich Geschäftstier ist, außerordentlich viel Wert legt. Abgesehen von den Einnahmen macht aber so ein Betrieb, der ja häufig nur von Kolibridimensionen ist, großen Spaß. Du mietest irgendwo ein schäbiges Lokälchen in einem Keller, malst die Wände je nach Geschmack futuristisch oder im Kolonialstil, setzt ein paar Tische und Stühle hinein, hängst ein selbstverfertigtes Schild hinaus, und fertig ist das neue Restaurant. Die Behörden scheren sich nicht um dich, die Konzession ist rasch und schmerzlos erledigt. So machen es Tausende.

Die „Vagabondia“ entstand auch so. Kitty Hawthorne, eine entzückende kleine Schauspielerin, hatte geheiratet und der Bühne entsagt. Die Ehe ging auseinander, aber Kitty hatte keine rechte Lust, zur Bühne zurückzukehren, sondern etablierte sich im Village, wo natürlich alle ihre Freunde ihr zur Hand gingen. Sie war kein Broadwaystern; der Broadway und Greenwich Village sind Gegensätze, denn das Village ist sehr literarisch und kitschfeindlich. In der „Vagabondia“ traf sich nicht nur ein Stammpublikum, es kamen auch Gelegenheitsgäste, und das winzige Lokal war am Nachmittag und Abend meist besetzt. Kitty saß irgendwo an einem der Tische. Die Bedienung war unterschiedlich; meist holten sich die Gäste selber aus der Küche, was sie haben wollten. Für das bißchen Tee, und was dazu verzehrt wurde, brauchte man auch wirklich keine Köchin. Ich glaube kaum, daß eine Kassen- und Buchführung vorhanden war; es wäre unter den herrschenden Umständen auch gar nicht möglich gewesen. Im Winter, wenn viel los war, ging die Führung des Betriebs in alle möglichen Hände über, ohne daß man jedoch sagen könnte, er habe darunter gelitten. Im Gegenteil.



*Der geniale Künstler setzte sich vor das verkehrt gegen die Lehne eines Stuhles gestellte illustrierte Magazin und fing an, wunderbar vom Blatt zu spielen*